



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Duimchen, Theodor: Die Kunst : Erzählung : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Fortsetzung)



err Senator Moller aus Hamburg, wie er einfach und würdevoll in der Kurliste stand, saß unter der Veranda und las beim Scheine einer großen, schirmverhängten Petroleumlampe die Zeitung. Als die beiden Damen kamen, ließ er das Blatt sinken, erhob die Augen ein klein wenig und sagte: Ich habe schon neulich den Wunsch ausgedrückt, daß ihr eure Abendspaziergänge auf den Garten beschränken möchtet. Ich liebe es nicht, mich zu wiederholen.

Frau Sda zitterte. Sie zitterte merkwürdigerweise fast immer vor dem kleinen, grauen Männchen. Erika von Haltern aber zitterte nicht. Sie machte sich in ihrem Lehnstuhle dem Onkel gegenüber bequem und sagte: Wiederhole dich nicht, Onkelchen, wir folgen ja doch nicht.

Die blasse, nervöse Hand des Lesenden zuckte, und ein spitzer Blick fuhr zu der Nichte hinüber: Ich muß bitten, begann er —

Nein, du darfst nicht einmal bitten. Das ist ja doch ganz natürlich, Onkel, siehst du denn das nicht ein? Auf den dreiundeinhalb Quadratmetern Garten können wir doch nicht spazieren gehen. Wozu ist denn der Waldpark da! Und im August, und noch dazu in einem August wie dem, schickt man doch seine liebe Frau und seine schöne Nichte nicht mittags um zwölf ins Freie. Es ist ja unerträglich heiß am Tage, erst abends wird es schön.

Aber ihr entfernt euch zu weit, namentlich du. Der Waldpark ist nicht so unbedingt sicher um diese Zeit. Ein junges Mädchen —

Aber Onkel, das hab ich dir ja neulich schon versprochen, ich laufe nie so weit weg, daß dich nicht ein Hilferuf sofort erreichte. Du weißt doch, ich kann furchtbar schreien. Und bei deinem ritterlichen Schutz in sicherer Nähe ist doch kein Grund zur Sorge.

Der Onkel sah nicht so aus, als würde sein Dazwischentreten bei einem Überfall sonderlichen Eindruck gemacht haben. Aber er schien nicht recht zu wissen, was er darauf erwidern sollte. Nun, von morgen an werdet ihr ja einen Begleiter haben, sagte er ablenkend. Von mir ist nicht zu verlangen, daß ich noch den Beschützer bei Mondscheinpartien spiele. Damit zog er sich die Decke, in die seine Beine eingehüllt waren, etwas höher hinauf.

Frau Ida Moller wunderte sich, wie diese kecke Nichte mit ihrem Manne umging; sie setzte sich auf einen Stuhl, der halb in seinem Rücken im Schatten stand, und begann an einer Arbeit weiterzusticken. Erika aber nahm eine der Zeitungen, die auf dem Tische lagen, und begann zu lesen.

Wenn jetzt jemand draußen vorübergegangen wäre, würde er sich über das friedliche Familienbild gefreut haben. Aber Bilder täuschen. Und um Gustav Moller war sein Leben lang wenig Friede und Freude gewesen.

Er hatte sich sein Leben sauer werden lassen, wie er immer selbst zu sagen pflegte. Die Moller waren eine alte Familie, und die Firma Friedrich Moller und Co. hatte jahrhundertlang bestanden in Reichtum und Macht. Aber Gustavs Vater war gefallen. Große Unternehmungen in der Südsee waren ihm über den Kopf gewachsen und hatten ihn zu Grunde gerichtet. Als das alte Haus seine Zahlungen einstellen mußte und die Gläubiger die Reste des Vermögens unter sich verteilten, war Gustav etwa vierzehn Jahre alt gewesen, alt genug, den Unterschied deutlich zu begreifen zwischen einer prachtvollen Villa an der schönen Aussicht und einer Mietwohnung zu dreihundert Mark jährlich, drei Stock hoch in der Humboldtstraße in Barmbeck, alt genug, den Unterschied zu fühlen zwischen der Behandlung, die seines Vaters frühere Freunde vor der Katastrophe ihm hatten angedeihen lassen, und der, die ihm nun zu teil wurde, alt genug, zu bemerken, was es heißt, Mitschülern und Tanzstundendamen gegenüber der Sohn und Erbe von Johann Moller „in Firma“ Friedrich Moller u. Co. zu sein, oder der Sohn des Bankrotteurs, der sich erhängt hatte, als das verschwunden war, was ihm selbst und dem Leben in seinen eignen Augen einzig und allein Wert verliehen hatte — sein Geld. Damals hatte sich Gustav Mollers Charakter gebildet, damals hatte er sich sein Ideal erkoren: Geld.

Lautlos ertrug er alle Demütigungen. Ein unermüdlicher, pedantisch genauer, zuverlässiger Arbeiter und Rechner, zog er bald die Aufmerksamkeit der ältern Kommiss und der Prokuristen im Komptoir von Albertus Jensen auf sich, wo er als Lehrling aufgenommen worden war. Unermüdlich war er die ganze Woche hindurch, und der Kirchenbesuch am Sonntag Vormittag war, wie es schien, seine einzige Erholung. Auf diese Kirchgänge hielt er der Mutter und der Schwester gegenüber mit eiserner Beharrlichkeit, und er hatte auch Erfolg damit. Zuerst zeigten sich bei einigen besonders rechtgläubigen alten Familien deutliche Zeichen wiedererwachenden Mitgefühls. Man begann sich für die Moller zu interessieren, man fing an, hie und da etwas für die verlassene Mutter zu thun, man erinnerte sich der frühern Freundschaft zwischen ihnen und den eignen Kindern, man forderte die jungen Leute auf, sich doch „mal wieder sehen zu lassen.“ Die Demütigungen, die bei diesen Besuchen zu erdulden waren, waren schlimmer als alles, was in der ersten Zeit über Gustav hereingebrochen war, denn junge Leute sind noch viel grausamer als ältere; aber er ertrug alles, und auf sein und seiner Mutter Zureden ging auch seine Schwester immer wieder mit, obwohl sie Thränen vergoß vor solchen Besuchen in gastlich reichen Häusern und noch mehr Thränen nachher. Aber die Politik Gustavs war richtig, man gewöhnte sich daran, die beiden in diesen Kreisen zu sehen, und der Umgangston besserte sich mit der Zeit, namentlich als er langsam zu steigen begann, und als seine Schwester schöner und schöner wurde.

Gehäßt von allen, die im Komptoir unter ihm standen, aber beliebt bei allen Vorgesetzten, war er dann in ziemlich jungen Jahren, zunächst allerdings

mit zwei andern Angestellten zusammen, Prokurist der alten Firma geworden. Man sprach von ihm in kaufmännischen Kreisen als von einem Manne, der seinen Weg schon machen würde.

Seine Schwester war damals neunzehn Jahre alt, sie war eine Schönheit großen Stils geworden. Man sprach auch von Anna Moller als von einer, die ihrer Vermögenslosigkeit zum Trotz eine Partie machen würde: sie war aus alter Familie, und einige sehr reiche alte Herren, die sich den Luxus erlauben konnten, bemühten sich sehr um sie.

Für Gustav Moller war seine Schwester eine Hauptfigur in dem Schach seines Lebens. Die Mutter war tot, die Geschwister führten aber mit einer alten, treu gebliebenen Dienerin gemeinschaftlich ihren Haushalt weiter. Die Schwester hatte sich bisher von ihm leiten lassen, und er rechnete darauf, daß sie das auch künftig thun würde. Er blickte scharf umher unter seiner demütigen Maske. Die Millionen eines Schwagers, der sich gebrauchen ließ, der thun würde, was seine schöne Frau wollte, das war lange Zeit sein Traum. Und dieser Traum wäre ihm auch ohne Zweifel erfüllt worden, hätte ihn nicht eine Macht vereitelt, der er damals zum erstenmal im Leben begegnete und die er seitdem immer haßte.

Auf einem vornehmen Balle der Uhlenhorst lernte Anna Moller, die bis dahin ihres Bruders Plänen nicht unbedingt abgeneigt gewesen war, die sich hie und da wohl selbst gesagt hatte, daß ein reicher Mann für sie, ein schönes, aber armes Mädchen, wohl wirklich der beste Lebensgewinn wäre, den Rittmeister Fritz von Haltern kennen, der die Hamburgischen Hausbälle besuchte, um die Erbin, die reiche Frau zu suchen, die seine Familie ganz bestimmt von ihm erwartete. Und diese beiden Menschenkinder, die lächelnd und wohlwollend als Gleichstrebende hätten neben einander hergehen sollen, jedes seinem eignen Ziele, trafen sich, verliebten sich und verlobten sich und heirateten. Er fand einen alten, unverheirateten Sonderling von Verwandten, der, um die andern Verwandten zu ärgern, die nötige Heiratskaution hinterlegte, und sie, die schöne Anna Moller, die zwischen zwei außerordentlich reichen, allerdings etwas bejahrten und wohlbeleibten Herren die Wahl hatte, bekam von einer alten Tante eine sehr magere Aussteuer. Das war das Ende von Gustav Mollers erstem großen Plan.

Er raste innerlich, aber seine Maske blieb demütig, und jedermann mußte glauben, daß er es für ganz angebracht und in der Ordnung hielte, daß ein armes Mädchen auch keine Ansprüche auf einen reichen Mann mache. Aber seiner Schwester trug er es nach als Treubruch, als einen Verrat, den sie an ihm begangen hatte, und der gottesfürchtige Mann empfand es als eine ihm gewordne Vergeltung, als nicht ganz drei Monate nach der Hochzeit die Kriegserklärung erfolgte und Rittmeister von Haltern an der Spitze seiner Schwadron gegen Frankreich reiten mußte.

Im Winter bei einem Ausfallgefecht vor Paris riß eine Chassepotkugel den tapfern Major vom Pferde. Die Nachricht erreichte eine junge Mutter, die von dem Augenblick an ihr wenige Tage altes kleines Mädchen nicht wiedererkannte, und die der milde Tod nach wenigen Wochen mit dem wieder vereinte, den sie so kurze Zeit besessen hatte.

Die kleine Erika hatte in Onkel Gustavs Hause Aufnahme gefunden, denn er hielt darauf, daß sich alles wohl ziemte, was geschah. Er hatte sich nämlich inzwischen auch verheiratet, und zwar klüger als seine Schwester: die einzige

Tochter, das einzige Kind seines Chefs hatte dem jungen Prokuristen die Hand gereicht. Es hatte Aufsehn gemacht; man war ungemein überrascht, man begriff nicht, wie der stolze, knorrige alte Albertus Jensen so widerstandslos und so außerordentlich schnell seine Einwilligung hatte geben können. Man munkelte sogar allerlei. Aber Gustav Moller hatte sie, die reiche Erbin Ida Jensen.

Und er hatte bald darauf auch das große Vermögen und das alte Geschäft, denn Albertus Jensen lebte nur noch ein paar Jahre. Aufmerksame Beobachter, die dem Jensen'schen Hause nahestanden, wollten bemerkt haben, daß unter den tadellosen Formen, in denen der alte Herr mit seinem Schwiegersohne verkehrt hatte, eifige Verachtung gelegen hätte. Ob das auch Gustav Moller je empfunden hatte, war schwer zu sagen. Demütigungen zu ertragen, als ob ihm nichts geschehen wäre, war seine Stärke.

Als er nach dem Tode seines Schwiegervaters in den unbeschränkten Besitz des gesamten Vermögens gekommen war — der alte Herr und seine Tochter waren die letzten Träger des Namens gewesen —, stieg er noch rascher als bisher und nahm noch rascher an Macht und Einfluß zu. Zwar konnte ihn niemand leiden; waren irgendwo zwei gute Freunde aus den obern Kreisen unter sich, und es kam die Rede auf ihn, so spottete man über den kriechenden Schleicher, über den Mann, der jedem nach dem Munde redete, und auf den sich keiner verlassen konnte. Fast nur mit Mißachtung gedachte man seiner. Und doch wollte es niemand mit ihm verderben; keinem war der Gedanke annehm, Gustav Moller zum Feinde zu haben. Und so schmiegte er sich und wedelte seinen Weg weiter.

Jahrelang hatte er daran gearbeitet, in den Senat zu kommen und damit einer der Regierenden des deutschen Reichs, ein Stück Souveränität zu werden. Auch das gelang ihm, allerdings nicht leicht; zweimal war er bei der Wahl durchgefallen, ein dreimal Abgewiesener aber darf nicht wiederkommen. Beim dritten male, als ihn wieder seine guten Freunde in der Bürgerschaft, Leute, die mit ihm rechnen mußten, auf den Aufsatz gebracht hatten, als wieder einmal die Staatskarossen nach dem Stadthause in der Admiralitätsstraße fuhren, gelang das große Werk, zwar mit Mühe, aber es gelang doch: Gustav Moller war nun so eine Art persönlicher Bundesgenosse von Kaiser und Reich geworden.

Wie bescheiden trug er die „unverdiente Ehre,“ zu der ihn „das Vertrauen seiner Mitbürger“ berufen hatte, wie kroch er, wie bückte er sich! Innerlich aber redte er sich und freute sich über sich selbst, wenn er erwog, daß er nun wieder einer Reihe von Leuten ungestraft die Fußtritte würde versehen dürfen, die er ihnen seit langen Jahren zugebracht hatte.

Er trat an die Spitze der Baudeputation; es war gerade in der Zeit, als der Zollanschluß eine völlige Umwälzung des Bestehenden hervorrief, als ganze Stadtteile vom Erdboden verschwanden und dafür neue entstanden. Er war beteiligt bei mehreren rechtzeitig bewirkten Terrainankäufen, was ihm Unsummen einbrachte. In der alten Stadt hatte er einen zusammenliegenden Block von großen Speichern gekauft, die nicht mehr gebraucht wurden, da sich die Stapelartikeln, die hier gelagert worden waren, nach dem neuen Freihafengebiet hatten zurückziehen müssen. Er hatte darauf das „Jensenhaus“ bauen lassen, eine riesige, fünfstöckige Komptoirkaserne nach englischem Muster, die vorzüglich rentirte.

Damals hatte er auch den Architekten Erich Banrile kennen lernen, der mit so manchem andern nach Hamburg berufen worden war. Moller war zuerst nur geschäftlich mit ihm in Berührung gekommen, hatte aber bald eine seltsame Vorliebe für den Mann gefaßt. Der Künstler, der immer guter Laune, immer heiteren Gemüths, im Umgange, mit wem es auch sein mochte, immer gleich höflich und gleich unbekümmert war, der immer offen und ehrlich sagte, was er dachte, war so sehr der Gegensatz allen Lauerns und Schleichens, daß möglicherweise gerade dieser Gegensatz Moller angezogen hatte, denn man pflegt ja keineswegs an andern die Eigenschaften zu lieben, mit denen man selbst im Lebenskampfe gestiegt hat. Dazu kam wohl, daß Banrile nicht Hamburger war; gegen jeden Hamburger wurde Gustav Moller niemals ganz das Gefühl los, daß er im Kriegszustande mit ihm lebe. Bei Erich Banrile fiel das weg, er war vielleicht der einzige Mensch, zu dem er, wenigstens eine Zeit lang, eine gewisse Zuneigung fühlte. Es entwickelte sich auch ein privater Verkehr, der sich wärmer gestaltete, als man es im Mollerschen Hause hätte für möglich halten sollen.

Von allem Anfang an hatte sich die kleine Erika — sie war damals noch nicht ganz fünfzehn Jahr alt — zu dem schon in den Dreißigern stehenden Manne hingezogen gefühlt. Während sie zu ihm wie zu einem Vater und Lehrer aufsaß, hatte sie doch zuweilen stürmische Zärtlichkeit für ihn, die weit über ihre Jahre und weit über die Natur ihrer Beziehungen hinausging. Manchmal hätte man glauben können, Banrile sei ihr Onkel und Vormund, und manchmal wieder schienen sie wie ein Liebespaar, sie vier Jahre älter und er vierzehn Jahre jünger.

Aber das schöne Verhältnis nahm ein jähes Ende. Banrile, der viel in der Welt herumgekommen war und sich schließlich nach einem ruhigen und endgiltigen Wirkungskreis sehnte, hatte sich entschlossen, in Hamburg zu bleiben. Er hatte von einer stolzen Privatthätigkeit als Baumeister und Architekt geträumt, hatte aber wohl die Verhältnisse überschätzt. Er war auch zu sehr Künstler. Man hatte ihn gewarnt. Ein alter Hausmakler, ein Original der Grundstücksbörse, mit dem er vielfach geschäftlich zusammen gekommen war, hatte sich im Affekursaal der Börsenhalle mit den Worten an ihn gewandt: Sie wollen hier bleiben, Herr Banrile, wollen unter die Bauspelulanten gehen? Nichts für Sie, nichts für Sie! Thun Sie das nicht, Sie passen hier nicht her.

Ich passe hier nicht her? hatte Banrile lachend gefragt. Weshalb denn nicht, lieber Südel, weshalb denn nicht?

Hm hm, hatte der alte Herr gemacht, indem er sich die große Hafennase mit dem Zeigefinger rieb und das linke Auge leicht zukniff, hm hm, für uns hier sind Sie viel zu anständig.

Banrile fand Veranlassung, sehr häufig an diese Unterhaltung zu denken, als er sich mit seinem durchaus nicht unbedeutenden Vermögen festzufahren begann und sich im kritischen Augenblick von guten Freunden verraten und eines Tages zu Grunde gerichtet sah. Seine Willengrundstücke gingen zu sehr billigen Preisen in andre Hände über, alles in den besten Formen, ganz freundschaftlich. Es blieb ihm auch noch ein Nest, der ihm erlaubte, einige Jahre in bescheidner Weise zu leben.

Die Mollersche Freundschaft hielt selbstverständlich diesem Ereignis nicht Stand. Moller ließ ihn fallen, gründlich, in einer Weise, die Banrile aufs

empfindlichste verletzte. Er hatte zwei, dreimal hinter einander bei gelegentlichen Besuchen niemand angetroffen. Eines Tages stand er wieder auf der teppichbelegten Hausflur und fragte den geschneiegelten Diener, ob der Herr Senator zu Hause wäre. Er wußte, daß er zu Hause war, er hatte ihn eben hineingehen sehen ins Haus, und doch sagte ihm der glatte Halunke mit heimlich höhnnenden, lächelnden Mundwinkeln, daß der Herr Senator nicht zu Hause wäre. Er hätte den Mann vor Wut niederschlagen können. Dann sagte er etwas, was er in dem Augenblicke bereute, als er es sagte. Ich habe ja den Herrn Senator eben eintreten sehen.

Der Herr Baumeister irren! Der Herr Senator ist bestimmt nicht zu Hause!

Der Mann hatte einfach ein für alle mal seine Instruktion bekommen. Vanrile schämte sich seiner selbst. Aber dieser Augenblick der Schmach wurde der Augenblick seines Glücks: eine helle, jugendliche Stimme rief von der Treppe herab: Aber bitte, Herr Baumeister, kommen Sie doch einen Augenblick herauf!

Gegen den Willen der Thrigen, gegen die Drohung ihres Onkels hatte sie diese „unglaubliche Taktlosigkeit“ begangen, als sie seine Stimme hörte. Und dem Hinaufsteigenden war sie um den Hals gefallen und hatte unter Weinen und Schluchzen auf die Erbärmlichen gescholten, die sich in den Tagen seines Unglücks von ihm zurückgezogen hätten, und ihm gesagt, daß er sich nichts aus ihnen machen solle, daß sie ihn lieber habe als je, daß sie ihn lieb behalten werde bis in alle Ewigkeit, daß sie stolz sei auf ihn, und daß er es den andern nur zeigen solle, wer er eigentlich wäre.

Staunend über das Geschenk des Schicksals fühlte er, wie das kluge Kind in seinen Armen zum liebenden Weibe ward; fest und sicher, mit einem Schläge wußte er, daß er das Glück seines Lebens hielt, ein Glück, so groß und über alle Maßen, wie es der Neid der Götter nur wenigen, sehr wenigen Sterblichen gönnt, ein Glück, das nicht bloß Glückssache ist, sondern um das man kämpfen muß. Sie hatten kaum ein Duzend Worte gesprochen, er war nicht in den Salon eingetreten, auf den Treppenstufen vor den Augen des erstaunten Dieners hatte er sie an seine Brust gezogen und geküßt — das war ein Vermögen wert, daß er das erfuhr. Er wußte: ich werde sie haben, die kleine Grifa.

Ein Händedruck, ein Blick, dann hatte er sich auf den Absätzen umgedreht, war die Treppe hinuntergestiegen und war verschwunden aus dem Hause und verschwunden aus Hamburg.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Lehren der Afrikanerwoche. Was uns die Aufregung dieser Woche lehrt, das haben ja schon im vorigen Heft zwei andre Mitarbeiter dargelegt, aber es lohnt der Mühe, noch einmal darauf zurückzukommen. Nach den Hamburger